

## Drogensüchtige im Festspielhaus

Wenn sich unser Theaterbetrieb mit all seinen Zwängen über Richard Wagners Tetralogie „Der Ring des Nibelungen“ hermacht, so geschieht das stückweise und wird im besten Fall, wenn man alle Werke auf die Bühne gehievt hat, einmal mit mindestens zwei Pausentagen als Zyklus präsentiert. So geschieht es auch in Bayreuth. Sechs Tage, dazu einstündige Pausen zwischen den „Aufzügen“, um Luft zu schöpfen und Bratwurst zu essen – das ist die Bayreuther Norm. Nun erlebte man vor kurzem im Festspielhaus Baden-Baden dieses fünfzehnstündige Monsterwerk an vier Tagen und zwischen den „Aufzügen“ gab es nur kurze Pausen von zwanzig Minuten, um „das Nötigste“ zu verrichten. Eine enorme Anstrengung -- für das Publikum! Die Künstler hatten ihre Arbeit schon vor langer Zeit erledigt.

Allen voran der Dirigent Pierre Boulez, dessen 100. Geburtstag am 27. März 2025 Anlass für diese Aufführung war (und Auftakt vieler Veranstaltungen in Baden-Baden), und der junge Regisseur Patrice Chereau. Sie hatten 1976 in Bayreuth den „Jahrhundertring“ geschaffen, der zunächst ein heftiger Skandal war mit Verrissen, Beschimpfungen, handgreiflichen Auseinandersetzungen auf der Straße und Drohungen, Gelder zu kürzen, aber schon im zweiten Jahr bejubelt wurde. Als der allerletzte Vorhang 1980 fiel, gab es eine Stunde Applaus.

Ein alter Hut? Mitnichten. Es war ein bewegendes Kino-Spektakel. Denn dank des Bayerischen Rundfunks, Teil des viel geschmähten öffentlich-rechtlichen Rundfunks, wurde dieser „Ring“, der nicht nur ein historisches, sondern vor allem ein musikalisch-szenisches Ereignis war, für die Nachwelt gerettet und entfaltet auf der großen Leinwand im Festspielhaus einen atemberaubenden Sog. Dieser Sog entstand auf vier Ebenen. Boulez (und das Orchester) brachte Struktur und Klarheit in diese komplexe, raffinierte Partitur, dehnte die Pausen, die Pianissimi, ließen es krachen, hart, aber nicht pathetisch, überwältigte mit Energie. Chereau und sein Bühnenbildner, der Architekt Richard Peduzzi, bauten Bilder von zeitloser Konkretheit. Das war schockierend, denn davor kannte man nach der „Entrümpelung“ der Szene nur den abstrakten Stil. Der tat nicht weh. Jetzt begann das Spektakel mit einem Staudamm, die Natur ist zerstört und das ist sie immer noch. So konkret sind auch die anderen Bilder, ist der Stil der Inszenierung, die jede billige Aktualität meidet und gerade darum so aktuell geblieben ist.

Und die Sänger? Soll man sie mehr als Sänger oder Schauspieler rühmen? Heinz Zednik etwa als Loge und Mime, Peter Hofmann als Siegmund (mit ihm käme die Liebe in die Welt, meinte verzückt eine Zuschauerin), Donald McIntyre als Wotan in seiner tragischen Entwicklung oder Gwyneth Jones als liebende und gedemütigte Frau und viele andere. Man erlebte nicht Götter, Riesen, Zwerge, Rheintöchter, Nornen, sondern hautnah Menschen in ihren konkreten Gefühlen und Konflikten. Sie wurden von dem Filmregisseur Brian Large, dem besten seines Fachs, in Nahaufnahmen, Reaktionsschnitten, Überblendungen, Schwenks, Fahrten dramatisch wirkungsvoll ins Bild gesetzt. Da war das Kino stärker als die Bühne.

Das Publikum, nur ein paar Hundert, aber weit angereist aus Berlin, Cuxhaven und natürlich Frankreich, wurde süchtig, wurde eine verschworene Gemeinschaft. Schon nach dem „Rheingold“ rief man sich zu: „Auf Morgen“ und so ging es weiter bis zur „Götterdämmerung“. Als dann alles vorbei war, die Helden und Bösewichter gestorben waren und aus den Ruinen zarte Hoffnung auf einen Neuanfang erwuchs, rühmten sich die meisten Besucher, alles erlebt und nur wenige gestanden kleinlaut, einen Teil versäumt zu haben. Ein Mann meinte listig und klug wie Loge: Dieses Problem stelle sich nicht. Die Frage sei vielmehr, wie geht es morgen weiter. Was machen wir morgen? Ein Wirrwarr von Stimmen erhob sich: Nächstes Jahr sehen wir uns wieder, bitte mit Obertiteln, damit wir wirklich alles verstehen. Die Wagner-Droge hatte gewirkt.